Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 37

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ses Besuches wegen vertagt worden. London und Paris sind gespannt. Vielleicht lassen die Diktatoren einen „éclat" los, der nachher überhaupt Konversationen überflüssig zu machen droht. Gerade weil es den Anschein macht, als wollten die spanischen Republikaner nun zu den lange vorbereiteten Großangriffen übergehen, müssen die Verbündeten Francos neue Wege ausfindig machen, den schon sichern „fascistischen Sieg" irgendwie zu unterbauen, damit nicht in elfter Stunde doch noch Miaja das Prestige der drei „Führer" aufs Schwerste schädige.

Um praktische Maßnahmen werden Francos Paten nicht verlegen sein. Die zwei oder drei namenlosen U-Boote, welche bald russische, bald irgendwelche Schiffe torpedierten und sich schließlich auch an den britischen Zerstörer „Havok" machten, werden in der ganzen britisch-französischen Oeffentlichkeit als Italien gehörend angesehen. Ueber die deutschen und italienischen Vermutungen, es könnten russische Angreifer gewesen sein, macht man in London und Paris Witze und fragt höhnisch, wie Stalin dazu komme, die eigenen Handelsschiffe versenken zu lassen. Wohl damit man's nicht merke! Die Franco-Regierung aber deutet die Torpedierungen als „Versuch eines geschlagenen Feindes, in der Verzweiflung Konfliktweiterungen herbeizuführen". Niemand weiß so gut wie Franco, daß sich die Engländer in keine solche „Weiterung" hinein manövrieren lassen, und für Valencia stehts mit blutigen Buchstaben am Himmel, daß es die letzten Sympathien der Westmächte verlöre, falls die Piraten als Republikaner entlarvt würden. Es stimmt schon so: Die Torpedierer sind Fascisten, müßten aber bestimmt von den drei Führern verleugnet werden, sobald der Fall brenzlig würde.

Frankreich hat zu einem originellen Mittel gegriffen, um der Piraterei Einhalt zu gebieten. Es schlug England vor, eine Konferenz aller Mittelmeerstaaten ohne die beiden Spanien einzuberufen. Erstgenannter Tagungsort Nyon am Genfersee; man käme so in die Nähe der Völkerbundsrats-Sitzung. Diese neue, aussichtslose Konferenz, schon jetzt „Piratenkonferenz" genannt, müßte nach französischer Ansicht ein gemeinsames Vorgehen aller Mittelmeer-Uferstaaten nebst denen am Schwarzen Meer und nebst Deutschland beschließen. Die Italiener also werden eingeladen, mit den Großmächten zusammen die Verdammnis der Unterwasser-Räuber auszusprechen und die Seepolizei einzuführen, also England und seine Freunde direkt mit der Polizeifunktion zu betrauen. Die Engländer und Franzosen sind entschlossen, wie es den Anschein macht, sich die Erlaubnis zum energischen Vorgehen zu holen. Man muß sich fragen, warum sie um eine solche Erlaubnis erst noch einkommen, statt sich das selbstverständliche Recht zu nehmen, Piraten zu vernichten. Denn sind es „irgendwelche" Freibeuter, zu denen keine Regierung steht, warum zögern? Wären es aber Italiener, dürfte Mussolini nicht zu ihnen stehen.

Die Russen werden mit eingeladen, die Frage der Mittelmeersicherheit beraten zu helfen. Aber Moskaus Augen sind naturgemäß heute vor allem China zugewendet. Japan behauptet, russische Flieger und Kanonen würden in Massen nach den chinesischen Fronten gesandt. Vor Schanghai kämpften gegenwärtig 29 Flieger aus Moskau. Man kann das glauben. Aber seltsam klingt es schon, die japanische Darstellung zu lesen, „die Russen machten aus China ein zweites Spanien". Ihre Einmischung sei es, die den chinesisch-japanischen Frieden verhindere. Ohne den „Nichtangriffspakt" würde den Chinesen bald der Mut entfallen. Ueberhaupt, Nanking sei „soweit gesunken", daß es sich zu einem Instrument der Komintern erniedrige. Armes China! Von den japanischen Eroberern angegriffen, von den Amerikanern und Engländern im Stich gelassen, schließt es mit Rußland einen Vertrag, und selbstverständlich muß es nun auch noch verleumdet werden.

Wahrscheinlich sind es auch nur die Russen, welche den chinesischen Truppen vor Schanghai den beispiellosen Todesmut beigebracht haben!! Die nun bald vierwöchige Schlacht hat vielleicht geringe Opfer gekostet, wenn die Menge von Bomben und Schrapnells gezählt wird, die da verschossen wurde. Die Kämpfe aber, die um Wusung und Lotien, um die Stadtviertel Yangtsepu und Putung, um Pangtschau und andere Dörfer tobten, Kämpfe in brennenden Ruinen, die Fußbreit um Fußbreit erobert und wieder verloren und wieder erobert werden, zeigen, daß wir längst nicht mehr das China von 1895 vor uns haben. Wie ein historisches Warnsignal für Japan ist das Erscheinen eines chinesischen Luftgeschwaders über der Insel Kiuschiu zu werten...

—an—

*

Kleine Umschau

Der Sommer ist vorüber, daran ist trotz des schönsten Wetters nichts mehr zu deuteln. Die „BeHA" ist vorüber, die Gartenbauausstellung ist vorüber und die romantischen Jedermannsspiele bei der Zauberbeleuchtung am Münsterplatz sind auch vorüber, der Kinderblumenumzug aber wurde ad calendas graecas verschoben. Wenn aber die ersteren Ereignisse ein sozusagen natürliches programmatisches Ende nahmen, weil ihre Zeit eben abgelaufen war, so mußte der Kinderblumenumzug einer höheren Gewalt, der „Kinderlähmung" weichen. Und diese ist eine sehr problematische, moderne Krankheit. Die Behörden erklären uns immer, daß sie gar nicht da ist und haben trotzdem eine Riesenangst vor ihr. Kinderlähmung heißt sie, und es erkranken doch meist Erwachsene an ihr. Im übrigen aber ist die Krankheit von der Wissenschaft eigentlich noch gar nicht so recht ergründet, und es ist gar nicht unmöglich, daß sogar ihr Name ein wissenschaftlicher Irrtum ist. „Bern in Blumen" ist aber noch in voller Blüte, und deswegen ist auch der Sommer noch nicht zu Ende, es ist noch nicht einmal so recht Nachsommer, und dann kommt erst noch der Altweibersommer. Also Herbst ist's noch lange nicht.

Aber die Ferienzeit ist definitiv aus, und die Aemter arbeiten schon wieder vorbildlich. So publizierte die Baudirektion I schon am 24. August, daß das gesetzlich vorgeschriebene Straßenregister des Gemeindegebietes im städtischen Vermessungsamt aufliege und Beschwerden dagegen bis 7. September einzureichen wären. Und das wäre alles recht schön und gut, wenn nicht in diesem Straßenregister viele Privatwege, Vorplätze zu Häusern, private Trottoirs, Hofräume und besonders viele „Lauben auf Privatboden" ganz zu Unrecht als öffentlich eingetragen wären. Und wenn nun ein ahnungsloser Besitzer bis zum 7. September nicht reklamierte, so gilt dies als stillschweigende Zustimmung, und das betreffende Gelände gilt laut Straßengesetz als dem allgemeinen Gebrauch „gewidmet". Und in diesem Falle bleiben dann für den Besitzer nur mehr die Pflichten und Lasten, die Rechte dagegen gehen an die Oeffentlichkeit über. Der Eigentümer darf die Dinger versteuern, unterhalten, darf die Haftpflicht tragen und eventuelle neue Lasten übernehmen. Sonst hat er nicht viel mehr dreinzureden. Aus seiner Laube kann die Entfernung von Schaukästen und Ständen angeordnet werden und sein „gewidmetes Gelände" kann zum öffentlichen Parkplatz ernannt werden. Mich, als Mitglied der besitzlosen Klasse, geht ja das nun eigentlich alles gar nichts an, aber es erinnert mich halt doch an eine alte Sage, die da berichtet: „Wie die Stadt Bern zu ihrem Rathaus kam." Und das scheint damals ganz ähnlich gewesen zu sein. Damals wurde sogar die eigentliche Besitzerin, als sie reklamierte, wegen Respektlosigkeit gegen die hohe Obrigkeit „i Chefi" gesteckt. Aber das alles geschah vor ein paar hundert Jahren und das ist schon so lange her, daß es gar nicht mehr wahr ist.

Daß sich damals die ursprüngliche Besitzerin etwas zu temperamentvoll zur Wehr setzte, ist ganz gut begreiflich, hat doch kürzlich das Biologische Institut der Deutschen Reichsakademie für Leibesübungen einwandfrei festgestellt, daß das Normaltempo des schöneren Geschlechtes bedeutend rascher ist, als das des stärkeren. Und unter Normaltempo ist das Bewe-

gungstempo zu verstehen, das dem Betreffenden am besten liegt, und das er bei jeder Beschäftigung unwillkürlich anschlägt. Und vielleicht kommt auch davon das „wahnsinnige" Tempo, das wir seit der „Umwertung aller Werte", resp. seit der „Gleichstellung der Frau" eingeschlagen haben und das mir, wie ich offen eingestehe, gar nicht liegt. Und ich begreife jetzt auch, warum manche Schönheit eine so lockere Hand hat.

Allerdings, das Tempo allein macht auch nicht alles. So hat z. B. Berlin, die vorbildliche „Tempo-Hauptstadt", trotzdem es, genau so wie wir, den Bären im Wappen führt, noch heute keinen Bärengraben. Während aber unser Bärengraben schon so alt ist, daß es Leute gibt die da behaupten, der Bärengraben wäre schon vor der Stadtgründung vorhanden gewesen, kam das um nur hundert Jahre jüngere Berlin erst anläßlich seiner Siebenhundertjahrfeier auf die Idee, seinem Wappentier zu Ehren einen Bärengraben einzurichten. Jetzt geht's allerdings in einem für uns etwas schwindeligem Tempo. Kaum, daß die ersten Anregungen erklangen, stellte auch schon Oberbürgermeister Lippert ein sehr schönes Terrain zur Erbauung des Bärengrabens zur Verfügung. Es liegt dies an der Stelle des kürzlich abgebrochenen Zirkus Busch, mitten zwischen Bahnhof und Börse. Und heute wird wohl schon am Graben, der ganz nach dem Muster unseres Bärengrabens eingerichtet werden soll, eifrig gegrabt. Schwieriger und langwieriger dürfte wohl die Besiedelung dieses Bärengrabens werden. Denn die Berliner brauchen doch unbedingt reinrassige, teutonisch-arische Wappentiere in ihrem Zwinger. Und deshalb glaube ich auch, daß die Befürchtungen einer mir bekannten Dame, die wahrscheinlich nicht sehr gut auf die Berliner zu sprechen ist, und die meint, die Stadt Berlin werde unseren Gemeinderat um Bären anbetteln, ziemlich grundlos sind. Führt doch der Stammbaum unserer Bären in die Karpathen, Ardennen und sonst nicht rein deutsche Gegenden zurück. Und walachische, polnische oder gar bolschewistische Bären werden sich die Berliner auch nicht aufbinden lassen. Da aber nun die teutonischen Bären schon längst ausgestorben sind, wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als erst eine gleichgeschaltete, arische Bärenrasse zu züchten und darüber wird wohl, wie ich nach meinen allerdings nicht einwandfreien biologischen Kenntnissen vermute, noch ziemlich viel Wasser durch die Spree hinunter laufen. Aber, schließlich ein nicht ganz tadellos bestammbaumter Bär ist eben nichts für einen Berliner Bärengraben.

Denn die Hauptsache ist eben der nachgewiesene Stammbaum, sowohl beim Bären, wie auch beim Menschen, der Name allein ist Schall und Rauch. So heiratete kürzlich in New Orleans ein Herr James Shakespeare ein Fräulein Gloria Goethe. Und Herr Shakespeare, der Autoschlosser ist, verwahrte sich entschieden dagegen, daß es unter seinen Ahnen je einen Wanderkomödianten, namens William Shakespeare, gegeben hätte. Fräulein Gloria aber, die einer Tankstellenfamilie entsproß, erklärte selbstbewußt, noch nie etwas von einem deutschen Dichter Goethe gehört zu haben, und übrigens stamme sie aus der Tschechoslowakei, also sei eine Verwandtschaft mit diesem, falls er doch existieren sollte, ganz ausgeschlossen.

Und letzthin las ich eine wunderhübsche Studie über Liebesbriefe. Darin erklärt der Verfasser, daß ein mit der Maschine getippter Liebesbrief nur das Zerrbild eines Liebesbriefes sei, ein Liebesbrief muß unbedingt mit der Hand geschrieben werden. Der schönste Liebesbrief der letzten 4000 Jahre sei aber überhaupt mit gar nichts geschrieben worden. Und diesen Liebesbrief sandte Kleopatra an Julius Cäsar. Die damals 18jährige ägyptische Königin ließ sich einfach in einen Papyros einrollen und die Rolle durch die ägyptische Post zu Cäsar befördern. Und der Verfasser setzt noch hinzu, daß dieser ungeschriebene Brief trotzdem Hand und Fuß und sogar einen klassischen Stil aufwies, dessen werbender Kraft selbst ein Julius Cäsar nicht widerstehen konnte, denn Kleopatra war eben eine klassisch schöne Frau und Cäsar war für Frauenreize absolut nicht unempfindlich.

Christian Luegguet.

Höfische und höfliche Anekdoten

Die Königin Elisabeth von England, die als Schönheit galt, liebte es, wenn ihr Komplimente gemacht wurden, die aus dem Rahmen billiger alltäglicher Schmeicheleien herausfielen.

Einst zeichnete sich bei einem Hofturnier, das zu Ehren der Königin gegeben wurde, der Herzog Villa Medina, der der spanischen Gesandtschaft angehörte, besonders aus. Als der Herzog den Preis der Königin erhielt, fragte ihn diese — dem Brauche der damaligen Zeit entsprechend — nach dem Namen der Dame, für die er gekämpft hatte. Der Herzog, der am Hofe ob seiner sprichwörtlichen Ritterlichkeit geschätzt wurde, schien über diese Frage überrascht und ein wenig betroffen.

„Ich trage die rote Rose zu Ehren der Dame meines Herzens", sagte er endlich, aber ich wage nicht, Euer Majestät den Namen zu nennen."

Als die Königin, die nun erst recht neugierig geworden war, in ihn drang, bat er sie, ihr am Tage seiner Entlassung das Bild seiner Dame senden zu dürfen. Die Königin, der ja bekannt war, daß Herzog Villa Medina in wenigen Tagen seinen Gesandtschaftsposten verlassen sollte, um in seiner Heimat einen für ihn ehrenvollen Auftrag zu übernehmen, sagte zu. Nur eine Bedingung hatte sie: das Bild müsse sehr ähnlich sein.

Als der Tag des Abschieds gekommen war, empfing die Königin den Herzog. Aber das versprochene Bild hatte er nicht bei sich. Er versprach der Königin, daß sie es am folgenden Tage, wenn er bereits mit dem Schiff das Land verlassen habe, erhalten würde.

Wie versprochen, erschien tags darauf bei der Königin ein Bote des Herzogs und überreichte Elisabeth ein versiegeltes Paket.

Hastig löste sie die Umhüllung, und heraus fiel — ein Spiegel. Sinnend blickte Königin Elisabeth auf das klare Kristallglas, das ihr das eigene Bild zeigte. Noch viele Jahre später pflegte sie zu sagen, dies sei die schönste Huldigung gewesen, die ihr je zuteil geworden sei.

Die holländische Regierung bat einst durch ihren Gesandten am preußischen Hof, Herrn von Ginkel, der König Friedrich Wilhelm I. möge der Universität Leiden den Professor Johann Gottlieb Heineccius aus Halle überlassen.

Heineccius war der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeit, dessen Schriften ein Jahrhundert hindurch europäisches Ansehen genossen.

Mit einem Schreiben vom 7. Oktober 1737 ließ der König der holländischen Regierung antworten, daß er an sich mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen würde, den Generalstaaten seine freundschaftliche Gesinnung zu beweisen. Jedoch würde die „Leibesbeschaffenheit" von Heineccius, der nach dreijährigem Aufenthalt in Holland in preußische Dienste zurückgekehrt sei, das holländische Klima nicht vertragen. Wörtlich schloß der König sein Schreiben:

„Es ist kaum nötig, daß ich zu diesem Beweggrund noch den hinzufüge, daß es den Generalstaaten nie gefallen hat, mir einige große Flügelmänner zu überlassen, welche vielleicht einige große Gelehrte hätten aufwiegen können."

Torquato Tasso zeigte schon in seiner frühesten Jugend viel Liebe zur Philosophie und Dichtkunst. Darüber machte sich sein Vater große Sorgen. Er hatte Angst, daß diese Liebe zur Dichtung seinen Sohn von nützlicheren Studien allzusehr abhalten würde. Eines Tages reiste er daher nach Padua und machte seinem hier studierenden Sohn die bittersten Vorwürfe. Torquato hörte seinen Vater gelassen an, ohne daß er ein Wort zu seiner Rechtfertigung sagte.

„Was hilft dir denn all deine Philosophie, worauf du so stolz tust", rief der Vater hitzig aus. „Was hilft sie dir?"

„Sie hat mich gelehrt", erwiderte Torquato Tasso, „die Härte Ihrer Vorwürfe mit Geduld zu ertragen."